



AN DER

MIRJAM
WITTIG

GRAS-

NARBE

ROMAN
SUHRKAMP

SV

MIRJAM
WITTIG
AN DER
GRASNARBE
ROMAN

Suhrkamp

Erste Auflage 2022

© Suhrkamp Verlag Berlin 2022

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43062-0

AN DER GRASNARBE

Unter deiner Führung werden etwa noch verbliebene Spuren unseres Frevels ihre Wirkung verlieren und so die Lande von ständiger Furcht befreien. [...] Die Erde muss keine Hacke mehr erdulden, die Rebe keine Sichel; auch der starke Pflüger wird seine Stiere vom Joch befreien. Die Wolle muss nicht mehr lernen, verschiedene Farben vorzutäuschen, vielmehr wird der Widder auf der Wiese sein Fell von selbst bald in lieblich rotem Purpur, bald in krokusfarbenem Gelb erstrahlen lassen; von selbst wird weidende Lämmer Scharlach kleiden.

Vergil, *Eclogae*

PROLOG

In Paris konzentriere ich mich die ganze Zeit auf anderes, um nicht, es wird mir hier nicht, auf dem Weg nicht, es wird diesmal: Ich atme rechtzeitig tief ein und aus, falte die Lunge auf, die Lunge wieder ein wie eine Papiertüte entlang ihrer Knicke.

Wenn ich die Augen einen Moment über das Blinzeln hinaus schliesse, sehe ich wieder einen, sehe ihn in die Luft gehen, mich unter einen Sitz klappen, sehe ich die Explosion, den Kopf eingezogen, fühle die Druckwelle, höre, sehe, wie einer ein Zeichen und dann etwas drückt, ein Zeichen macht und etwas schreit, und dann ist alles zerfetzt. Ich öffne die Augen. Als ob ich wüsste, was eine Druckwelle mit dem Körper macht.

Ich atme und atme und konzentriere mich möglichst darauf, ich beachte die Gepäckstücke nicht, die Gepäckstücke von Männern (auf allen Bildern und Audiospuren sind es Männer), ich beachte ihre Tagesrucksäcke nicht, ihre Gürteltaschen, Koffer, Tüten, Reisetaschen. Ich höre die Kofferrollen nicht, die über die Schwellen der Rolltreppen klacken oder über die Platten am Boden. Es klackt ohne mich. Auf die Lungenflügel, meine im Brustkorb eingeknickten Flügel, konzentriere ich mich, auf meine Schritte, auf den Weg. Durch die gewölbten Fenster fällt schon die Dämmerung, in der Halle laufen die Menschen in Feierabendströmen, hunderte Nach-

hausewege, Pendelschritte in die Bahn, in die Nachbarstädte oder die Banlieues. Alle kennen sich aus in den identisch aussehenden tunnelartigen Passagen, kein Zögern ist zu erkennen, niemand fingert nach wenigen Schritten schon wieder, noch einmal, ein letztes Mal noch die Fahrkarte aus dem Rucksack, als wäre sie ein Kompass.

Es funktioniert. Ich kann die Ordnung halten. Ich beachte das helle Rattern der Gepäckwagen nicht (Gepäckwagen, wie sie auf den Aufnahmen des Brüsseler Flughafens zu sehen waren, einer darauf trug einen Fischerhut, schlimm genug, ein Hütchen war das, ein unfassbar banales Detail). Ich sehe niemanden lang genug an für einen echten Verdacht, einen unerträglichen Verdacht, den ich nie wiedergutmachen kann. Wie ich keine dieser Situationen wieder einholen kann, zurückdrehen, ich kann nicht einfach zu einem hingehen und sagen: Es tut mir leid. Tut mir leid, wirklich, dass ich einen wie dich, nein, konkret dich für einen Mörder halte – das ist mein Fehler. Stattdessen sehe ich die Platten am Boden an und Pfeile darauf, die mir den Weg zum Bahnsteig weisen. Durch die Passage und hinunter, zur Metro, einen der Schächte hinunter, tiefer gelegen und wärmer ist es hier, hier unten in den U-Bahn-Schächten, den U-Bahn-Gedärmen.

Am Bahnsteig ist die Wasserflasche in meiner Hand wie ein Baseballschläger aus Alu, das denke ich nur für den Bruchteil einer Sekunde, aber ein wenig Beruhigung liegt trotzdem darin. Ich trinke in kleinen Schlucken, um mich heben und senken die anderen die Brustkörbe, eng an mir, nah, fast nackennah, ihre Atemwolken. Im Gedränge ist das nicht einzuschätzen, ob einer in meiner Nähe so einen Gürtel umgeschnallt oder etwas in seiner Sporttasche – ob da einer nervös aussieht, übernächtigt, wie einer, der gleich eine Pistole zieht.

Den blanken Boden kann ich am Gleis nur selten sehen, so viele Schuhe stehen darauf.

Die Bahn fährt ein, Luft kommt mit ihr aus dem Schacht und reißt an den Bändern meines Rucksacks, der Wind macht ein Geräusch, als er so aus dem Tunnel platzt. Ich muss die Schultern erst wieder entkrampfen. Vor mir stößt eine aus der U-Bahn, eine junge Frau stößt zu einem hin, als sich die Türen öffnen, wird von ihm begrüßt. Ich drehe den Kopf zu ihnen hinüber, um den Moment der aufkommenden Münder nicht zu verpassen, ihr großes Lächeln vorher und dann die Gesichter, wie sie an den Lippen heftig aufschlagen.

Es war kalt am Rand der französischen Landstraße, deren Asphalt unter einer einzelnen Laterne glänzte, und es dauerte mehr als eine halbe Stunde, bis überhaupt das erste Auto auftauchte, ein Citroën, der irgendwann einmal weiß gewesen sein musste. Er hielt direkt vor mir, und bevor ich in Panik ausbrechen konnte, stieg die Fahrerin aus und war Ella, die freundlich lächelte und gekommen war, um mich abzuholen.

»Damit fahren wir manchmal auch Schafe zum Schlachter«, sagte Ella und warf mein Gepäck in den hinteren Teil des kleinen Transporters. »Na ja, oder zu einer anderen Weide. Einmal sind uns ein paar Böcke ausgebrochen, die wir dann einzeln von der Landstraße sammeln mussten. Die waren vielleicht gestresst, die Armen.« Ich lächelte höflich. Im Auto war es dunstig und warm, es roch nach Stroh, Schafskot und Plastik.

Die Scheinwerfer erlaubten mir nur einen eingeschränkten Blick in die Umgebung. Alles war spitz, die Felskanten, die sich rechts bis an den Straßenrand zackten, das Gestrüpp, das dazwischen hervorragte. Die ganze Busfahrt über hatte es geregnet, hier hing nun die Feuchtigkeit über der Fahrbahn. Nebel stand in den Kurven, und ich konnte nicht sehen und nicht ahnen, was dahinter lag. Als irgendwann ein paar wenige erleuchtete Fenster im Dunkel zu erkennen waren, zeigte Ella darauf und sagte, dass sie dort wohnten. Sie lenk-

te den Wagen routiniert, nur die Kupplung klang, als würde sie direkt über den Asphalt kratzen.

»Gregor hat hoffentlich schon gekocht. Bist du Vegetarierin?«

Ich nickte.

»Ich hoffe, nicht zu streng. Unsere Tochter ist im Moment krank, da können wir unmöglich was ohne Fleisch machen.« Sie lachte. »Na, mal sehen, wie die Stimmung ist.«

Ich suchte nach etwas, das ich sagen könnte. Schweigend sah ich in die Dunkelheit, mit einem Gefühl, als stünde ich noch allein an der Straße.

»Ach, ihr habt eine Tochter?«, sagte ich dann. »Das hab ich in den E-Mails gar nicht verstanden.« Nur einmal hatte sie eine Jade erwähnt, da hatte ich gedacht, was für ein exzentrischer Name für einen Hund.

Jade trug einen blauen Pullover, das war alles, was ich von ihr sehen konnte. Sie lag auf dem Sofa in der Wohnküche, als wir ankamen, und beachtete mich erst einmal nicht. Sie rief nach Ella, die sich sofort zu ihr setzte, ohne nur ihre Tasche abzulegen oder ihre Schuhe auszuziehen. Die beiden begannen, miteinander zu flüstern. Der Mann, Gregor, stand mit dem Rücken zu mir über die Spüle gebeugt. In der Sekunde, in der Ella in den Raum gekommen war, hatte er angefangen, mit ihr zu sprechen. Er drehte sich dafür nicht um und bemerkte offenbar nicht, dass Ella mit ihrer Tochter beschäftigt war. Ich stand an der Schwelle und musste immer wieder zum Telefon schauen, das in Griffweite neben mir auf dem Computertisch lag. Ich wollte es gern nehmen. Ich wollte es unbedingt nehmen und andere Stimmen hören als die, die dieser Raum bot, Lukas, Aseel und Mejjet, Merle. Die Autofahrt mit Merle, noch in Stunden zählbar lag die zurück, als ich neben ihr saß und sie fragen wollte, ob sie vielleicht den

ganzen Weg mit mir kommen, mich abends ins Hostel und morgens zum Bahnhof tragen könnte: Kannst du für mich im Restaurant bestellen und mir das Essen in den Mund schieben, unter das Tuch, das ich von jetzt an über meinen Kopf legen will? Kannst du den Menschen an der Rezeption erklären, warum du mich auf dem Rücken hast und mein Vor- und Mund bist und warum ich dieses Tuch vor dem Gesicht tragen muss?

»Hallo Noa«, sagte Gregor und wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn. Er hatte die Hände noch voller Schaum, als er zur Begrüßung mich und den Rucksack umarmte und ich endlich ganz in den Raum gekommen war. Er nahm mir den Rucksack ab, zögerte kurz und stellte ihn dann doch nach draußen in den Flur. »Hier ist nie genug Platz«, sagte er. Ich durfte mich an den Tisch setzen, nein, ich sollte nicht helfen, sondern mich ausruhen. Ich sah mich möglichst unauffällig um. Die Wände der Stube waren an vielen Stellen von Ruß oder etwas anderem dunkel verfärbt. In der Nische, in der früher der offene Kamin gewesen sein musste, stand ein kleiner Holzofen, die Wand dahinter zeigte die Steine der Außenmauer. Der Kaminsims war vollgestellt mit Zeug, manches konnten Tierknochen sein, anderes war vor Staub unkenntlich, ein paar ausgebleichene Plastikfiguren aus Überraschungseiern waren dabei.

Ich legte den Kopf in den Nacken. Die Holzbohlen der Zimmerdecke bildeten wahrscheinlich gleichzeitig den Fußboden des oberen Stockwerks. An manchen Stellen sah das dunkle Holz angegriffen aus, hatte weiße Spuren, ich konnte nicht sagen, ob von Feuer oder von Schimmel. Als ich mich weiter umschaute, traf mein Blick den Blick des Kindes. Jade hatte aufgehört zu flüstern und musterte mich, nicht lauernd, aber sehr aufmerksam für ein krankes Kind. Ella saß nicht mehr bei ihr.

»Hallo.« Ich lächelte, aber mein Kiefer war ganz angespannt.

»Hallo.«

Dass ihre Augen mir derart grün auffielen, lag vielleicht am Licht. Sie musste diese ersten Abende gewohnt sein und übernahm die Unterhaltung für mich.

»Bist du gut angekommen?«

Ich nickte sofort.

»Ja, es hat nur sehr lang gedauert, aber war okay, habe ja eine Nacht Zwischenstopp gemacht.«

»Mir geht's nicht gut heute, ich hab Bauchschmerzen«, sagte sie schwach und lehnte den Kopf zurück.

»Kommst du jetzt trotzdem mal an den Tisch, bitte.« Gregor stellte die dampfende Auflaufform vor mir ab. »Wir werden nicht essen, während du da wehleidig auf der Couch liegst.«

Ella, die in seinem Rücken stand, schüttelte den Kopf und machte, zu Jade hin, eine Grimasse. Sie streckte die Hand aus: »Na komm, du kannst auf meinem Schoß sitzen.«



Vor dem Haus wuchs eine Zeder. Vom Kinderzimmer aus, in dem ich die erste Nacht geschlafen hatte, konnte ich den Tau in ihren Zweigen hängen sehen und wie weit ihre Äste in die Luft griffen, mehr nicht. Die Gegend blieb verdeckt. Unter der Zeder stand der Citroën C15, mit dem Ella mich abgeholt hatte. Ein Modell, das nicht mehr hergestellt wurde, aber es hatte sich hier ein Schwarzmarkt um die letzten Exemplare gebildet. *Anstatt es wieder in Produktion zu nehmen*, Gregor hatte das mit einer abfälligen Handbewegung gesagt, *Franzosen* nachgeschoben.

Im Kinderzimmer konnte ich meinen Atem sehen, so kalt

war es. Ich zog mich in verkrampfter Haltung an, mein Blick fiel auf den Spiegel. Es hatte etwas Komplizinnenhaftes, ich hätte meinem Gegenüber-Ich zuzwinkern können, aufmunternd, als wäre eine von uns Merle, die mir sagte, dass hier alles leichter und morgen schon besser sein würde.

Ich würde heute als Erstes mit Jade und Gregor die Schafe auf den Bergrücken bringen und dort ein paar Stunden hüten. *Demnächst solltest du das dann allein machen*, hatte Ella vor dem Schlafengehen gesagt.

Ich kam in die Wohnküche, niemand war dort, der Raum kahler als am Abend, es stach viel stärker ins Auge, dass die Wände nicht verputzt waren. *Eine Almhütte mit kariertem Tischdecke haben wir hier nicht, gell*, ich hatte diesen Satz aus Ellas letzter Mail nicht deuten können, ob darin Witz lag oder Aggression.

Ich fand die kleinen Schüsseln, schnitt mir eine Banane in Haferflocken und goss Milch aus einer Plastikflasche vom Discounter dazu. Um sie dann nicht essen zu können, weil mein Magen ein Knoten blieb.

Ella würde erst mittags aus dem Gemeinschaftsladen nach Hause kommen, in dem Produkte der kleinen Höfe aus allen umliegenden Tälern verkauft wurden. Gregor und Ella boten dort Konserven an, vor allem aber Marmeladen, hin und wieder ein Chutney. Im Kühlschrank entdeckte ich angebrochene Gläser, ich würde sie aufschrauben und daran riechen, wenn die Übelkeit überwunden wäre.

Ich war zu früh aufgestanden. Eine Stunde lang hörte ich der Uhr zu, die man von der Wand nehmen und als Küchenwaage benutzen konnte, ich blätterte in Werbeprospekten, die sich auf dem Couchtisch stapelten, und begann, Messbecher und Schöpfkellen zu spülen. Ich wagte mich nicht aus dem Raum. Am Ende müssten sie mich suchen, und

dann wäre ich schuld an einer Verspätung. Das Müsli wollte ich nicht wegwerfen und nicht stehen lassen. Ich stellte es schließlich hoch in die Kühlschrankkälte des Kinderzimmers und hätte lachen können über diese Peinlichkeit oder Merle davon erzählen oder mir in die Hand beißen.

Endlich kam Jade die Treppe nach unten gewankt, Schlaf in den Augen und in einem ganz verdreckten Sweatshirt.

»Papa ist schon draußen, glaub ich.«

Als wir uns die Schuhe anzogen, fragte ich sie erst, ob es ihr besser gehe, und dann, wie ihr Name richtig ausgesprochen würde. Wir hatten kaum Blickkontakt. Ich musste zu leise gesprochen haben, sie verstand erst beim zweiten Anlauf. Schon am Abend hatte ich ständig etwas wiederholen müssen, mit angestrenzter Stimme. Diese Kleinheit an mir war schwer auszuhalten. Merle hätte gesagt, dass man geduldig sein müsse mit einem ersten Tag.

»Du musst es französisch sagen.« Jade machte es ein paar mal vor, französisch weiches *s-c-h* und dann am Ende das kaum hörbare *e*.

»Wenn man das deutsch aufschreibt, würdest du *Schade* heißen!« Ich wollte sie angrinsen, aber sie war schon los und sprang die Treppe hinunter. Immerhin konnte ich hören, dass sie lachte, als sie *Hä, Quatsch* rief.

Gregor stand mit den beiden Hunden an der Weide auf der anderen Seite der Straße und winkte uns zu sich. Den Namen der älteren Hündin hatte ich mir nicht merken können. Der Große, WolfZwei, reichte Gregor bis über die Hüfte, wenn er saß. Gregor öffnete das Gatter und schüttelte einen Eimer mit Körnern. Die Weide lag am Hang, und über die abschüssige Wiese bewegten sich die Tiere nur langsam in unsere Richtung, immer wieder blieben sie stehen, um vom kurzen

Gras zu fressen. Es regnete leicht, und sie kamen mir schmutzig vor, fast grau.

»Normalerweise lassen wir sie den ganzen Winter über allein auf dem Berg, hierher kommen sie eigentlich erst viel später. Wir bringen sie im November einmal rauf, und dann ist gut«, sagte Gregor. Jade war auf die Weide verschwunden. Als ich sie wieder sah, lief sie hinter den Schafen her und trieb sie an.

»Die laufen selbstständig die Hänge ab und fressen die Kastanien vom letzten Jahr. Wir fahren nur einmal am Tag hoch, um ihnen Wasser zu geben und selten mal einen neuen Salzstein.«

Gregor drehte sich um und ging vorweg, mitten auf der Straße. Ich hielt mich neben ihm, einige Meter hinter uns folgten die Tiere, die Hunde liefen neben Jade. Für einen kurzen Moment konnte man zwischen den Bäumen über uns das Haus sehen, wie es sich langgestreckt vom Berg abhob, steinern und nur um die Fenster herum hell verputzt. Es mussten noch andere Menschen darin wohnen, bisher hatte ich weniger als die Hälfte des Hauses gesehen. Ich kam nicht dazu, Gregor danach zu fragen – ich war damit beschäftigt, den Kopf zu drehen und zurückzuschauen: die wackelnden Schafskörper, dicht gedrängt hinter uns, absurd und schön.

»Wir haben Winter- und Sommerweiden. Eigentlich ist, was wir machen, eine halbe *transhumance*.«

Er bemerkte, dass ich schwieg.

»Der Wechsel der Herde von einem an den anderen Ort. Es gibt einen großen Umzug hier jeden Sommer, vergleichbar mit dem Almauftrieb in Deutschland. Tausende Tiere ziehen mit. Von hier aus sind es zu Fuß immer noch zwei Wochen bis auf die Hochebenen. Ella findet es albern, sie nennt das Schäferromantik. Hat sie vielleicht recht. Aber es muss atemberaubend sein, mitzumachen.«